

PERSON UND ORDNUNG BEI PASCAL

Von Ewald W a s m u t h

Blaise Pascal gehört heute zu den am häufigsten erwähnten Autoren, und nicht nur in Frankreich, wo seine Wirkung durch die Jahrhunderte groß war, sondern überhaupt in dem Schrifttum des Abendlandes. Diese Erwähnungen Pascals sind dabei nicht auf die Arbeiten religiös gestimmter Schriftsteller beschränkt oder jener, die die Tradition der klassischen Zeit fortzusetzen versuchen; Pascal ist ebenso wichtig für jene, die sich zur Avantgarde des Schrifttums zählen, wie für die, die in Frankreich und in der Welt dem *Génie du christianisme*, von dem einst Châteaubriand nachdrücklich gehandelt hatte, dienen wollen. Auf Pascal beruft sich heute Jean Paul Sartre ebenso, wie er einst für George Sorel wichtig gewesen ist, um von Péguy und andern zu schweigen, und auch von Paul Valéry, der es Pascal nicht verzeihen konnte, daß dieser sich Zettelchen in die Kleider genäht, statt Frankreich die Unendlichkeitsrechnung zu schenken. In Deutschland blieb Pascal lange Zeit ohne echte Wirkung. Haman liebte ihn, und Steffens war ihm in seinen letzten Jahren zugetan, und er schrieb einen der wenigen wichtigen Aufsätze in deutscher Sprache über Pascal und den wichtigsten wohl, der im 19. Jahrhundert in Deutschland erschienen ist. Aufmerksamer wurde man in Deutschland auf Pascal aber eigentlich erst durch Nietzsche, der verwandte Klänge in Pascal fand und dabei ihn aus der Gesellschaft zu erlösen versuchte, die ihn störte, denn er bezweifelte, ob Pascal wirklich instande gewesen wäre, zu glauben, zu verdammen, wie es Pascal gefordert hatte: „*cela vous fera croire et vous abêtira*“. Dadurch wurde Pascal neben Kierkegaard der christliche Schriftsteller, den man auch dort schätzen konnte, wo man die christliche Religion für überwunden hielt und hält, und sein Wissen um die Seinslage (*condition*) des Menschen macht ihn mit Kierkegaard zu dem wichtigsten Vorläufer des philosophischen Existenzialismus. Es stammt aber diese aktuelle Wirkung Pascals von einem mißgedeuteten Pascal, sie beruht auf einer Deutung seines Lebens und seiner Schriften, die Pascal entstellt, so daß es heute nicht möglich ist, von Pascal zu sprechen, ohne vorher dies Pascalsbild richtigzustellen.

Zwei Denkformen durchdringen sich in Pascals literarischem Werk, die er selbst als Geist der Geometrie und Geist des Feinsinns, der *finesse*, unterschieden hat, und zwei Haltungen bestimmen seine Entscheidungen im Leben: das Bildungsideal des *honnête homme* und sein Glaube an die Wirklichkeit der christlichen Religion. Pascal wollte im Verkehr mit den Menschen weder Mathematiker noch jansenistischer Eiferer sein, sondern, wie er es in einem der Fragmente der *Pensées* sagt, ein Mensch, bei dem man nicht an seine Bücher dachte, wenn man mit ihm sprach, er wollte als *honnête homme* unter

den Gleichgebildeten auftreten, denn „nur diese umfassende Eigenschaft gefällt mir“, notierte er im Fragment 35 der *Pensées*¹⁾. So wollte er auch nicht weltabgewandt nur von den Fragen der Religion mit den Menschen, mit denen der Zufall ihn zusammenführte, reden, sondern nur dann, wenn es sich darum handelte, für die Religion einzutreten, weil es sich aus dem Augenblick ergab, wollte er, und so ist es wohl des öfteren geschehen, mit allen Mitteln der Logik des Beweisens und mit allen Mitteln der Kunst, durch Gefallen zu überzeugen, für Christus und die christliche Religion eintreten. Pascal sah seine besondere literarische Aufgabe nicht in der Art der Frommen, auch nicht in der Art der Eiferer von Port Royal, sondern in der Art der Menschen zu reden, die im Herzen der Kirche, der sie äußerlich angehörten, nicht mehr verbunden waren; er wollte, um diese um so wirkungsvoller treffen zu können, zu den Weltleuten, wie sie Port Royal abwertend nannte, als einer der ihren kommen, der ihre Sprache konnte, ja besser als diese selbst zu sprechen vermochte, um dann an jene Stellen des Gesprächs, wo diese sich unsicher zeigen würden — und sie dorthin zu führen war sein literarisches Ziel —, anzuknüpfen, um ihnen den Abgrund zu weisen, der unter allem, der unter uns, unter einem jeden gähnt. Man müsse, so notierte sich einmal Pascal, einen geheimen Gedanken, eine *pensée de derrière de la tête*, haben und von ihm aus alles beurteilen, während man wie alle Welt spräche. Man darf deshalb Pascals Sätze — und die Hauptstücke der *Pensées* sind schon äußerlich häufig in der Form eines Gespräches angelegt — nicht ohne weiteres wörtlich nehmen, nicht etwa als Niederschriften eines Tagebuchs oder gar als Notizen zu einem persönlichen Bekenntnis, obgleich es fraglos solche persönlichen Aufzeichnungen darunter gibt und die Wucht der Argumente von Pascal selbst erfahren worden ist, sondern man muß beim Bedenken mancher Aussagen zum mindesten darauf achten, daß das fertige Werk jener Gedankenführung verpflichtet sein sollte, die man sokratische Ironie nennt, die er großartig beherrschte und ähnlich wie später Kierkegaard, mit dem er ja auch seine Vorliebe für das Pseudonym geteilt hat; denn die *Lettres provinciales* veröffentlichte er unter dem Namen Louis de Montalte, und die *Pensées* oder Abschnitte aus seinen Aufzeichnungen wollte er unter dem Namen Salomon de Tultie veröffentlichen, wie aus dem Fragment 18 hervorgeht. Da fast alle größeren Stücke der *Pensées* mitten im Gespräch beginnen, ist es schwer, Pascal auf jede Aussage festzulegen, immer knüpfen sie an Gedanken an, die vorhergehen und die wir nicht kennen, an eine Situation, an ein Gespräch über dieses und jenes, das wir nur erraten können und das bis zu der Stelle führen sollte, wo der Angriff gegen die brüchige Position der Lässigen und Aufgeklärten beginnen konnte, um diese, sei es in ihren eigenen Gedanken zu verwirren oder um sie aufhorchen zu lassen und mitzureißen, kurz, um sie dahin zu bringen, daß sie einsehen, wie unsicher ihre sichersten Sicherheiten sind, so daß sie selbst zu der Folgerung kommen sollten, wenigstens Gott zu suchen, wenn sie ihn nicht besitzen, oder wenigstens nach der Wahrheit der christlichen Religion zu fragen, die sie nicht kennen. Man muß die *Pensées* von der Aufgabe her betrachten, die sich der Autor gestellt hatte, diese Aufgabe macht es verständlich, daß ihm daran liegen mußte, in den Gesprächen die Ansichten der Gebildeten, der schöngeistigen Skeptiker ebenso klar zu formulieren wie jene, die diese widerlegen sollten. Deshalb eignet so vielen Niederschriften die Skepsis und die Unsicherheit, der Hinweis auf die Ausgesetztheit des Menschen, die Brüchigkeit des Bodens, auf dem man so sicher zu stehen meinte. Es ist nun die Pas-

calsche Größe, daß er auch hierin größer ist als seine Gegner, daß er zu diesem Ziel unsere menschliche Seinslage durchleuchtete und darin wirklich den Boden unter unsern Füßen zerstörte. Es lag ihm aber fern, zu meinen, daß der Glaube nur ein Akt intellektueller Verzweiflung sein könne, denn „Unterwerfung und Anwendung der Vernunft, darin besteht das wahre Christentum“ (Frgt. 269). Vieles kam zusammen, um die Wirkung Pascals zu verfälschen; die Gutmeinenden aus dem Kreise der Jansenisten haben die Bekehrung Pascals übertrieben betont, so als wäre er vom Unglauben zum Glauben bekehrt worden. Das aber ist nicht wahr, denn Pascal war niemals ein Ungläubiger, sondern es gab nur eine Steigerung in seinem Verhältnis zur Wahrheit der christlichen Religion und Folgerungen aus diesem innigeren Wissen um die Wahrheit und Wirklichkeit der Religion Jesu Christi auf sein äußeres Leben. Und die Weltleute reklamierten ihn, der ihre Sprache besser als sie selbst zu sprechen verstanden hatte, als einen der ihren, und sie suchten nach einem Grund, der die Abkehr von dem Glanz der Welt verständlich machte. Und da man weiter aus dem Satz Pascals, daß der Philosophie spotten, wahrhaft philosophieren sei, schloß, daß Pascal ein Gegner der Philosophie überhaupt und nicht nur ein Gegner der herrschenden Philosophie Descartes' gewesen wäre, und da man sich nicht die Mühe machte, die Eigenart der Pascalschen Philosophie zu suchen, was dazu geführt haben würde, daß man begriffen hätte, daß Pascal von einem radikal verschiedenen Standpunkt aus an die Probleme herantrat, als Descartes, da man also in Pascals philosophischen Aussagen nur Abwandlungen der Philosophie Descartes' zu haben meinte, hatte man alles getan, um Pascal zu einem der modernsten unter den klassischen Autoren zu machen, irritierend und faszinierend, zu einem Menschen voller Widersprüche, d. h. genau zu dem, wie die gestrige Mode den geistig Bedeutenden wünschte, zu einem Schriftsteller und Stilisten höchsten Ranges, hypersensibel, zu dem Menschen am Abgrund, dem Psychopathen, der von Zwangsideen verfolgt wurde, was nicht hinderte, daß er zugleich als Moralist und Psychologe als einer der größten, die in Frankreich gelebt, gefeiert wurde.

Zu diesem Pascalsbild, das die Jahrhunderte formten, paßte eine Legende vorzüglich, die Voltaire vor allem verbreitet hat. Danach wäre Pascal mit seinem Wagen, vierspännig ausfahrend, in der Nähe der Brücke bei Neuilly in ein Gewitter geraten und der Blitz in nächster Nähe des Wagens eingeschlagen, wodurch der Kutscher die Gewalt über die Pferde verloren und diese den Wagen gegen den Abgrund gerissen hätten, und nur wie durch ein Wunder sei der Wagen vor dem Absturz bewahrt geblieben. Dieses Erlebnis sei der Anlaß zu seiner Bekehrung gewesen, und von da an hätte sich eine fixe Idee, eine Zwangsvorstellung bei ihm entwickelt, die nämlich, daß zu seiner Linken ein Abgrund gähnte, der ihn, wohin immer er ginge, nie verließ. Dieses großartige Bild für die Unsicherheit unserer Existenz nahm Baudelaire in eines seiner Gedichte auf: „Pascal avait son gouffre avec lui se mouvant“, und in dem Maße, in dem die neue Skepsis die Seinslage des Menschen als brüchig erkannte, wurde Pascal zu dem Menschen am Abgrund, den er neben sich hat wie manche Märtyrer auf den Bildern die Instrumente ihrer Marter. Die rationalistische Erklärung — der Unfall an der Brücke zu Neuilly hat nicht stattgefunden, wie Giraud glaubhaft nachweisen konnte — verfehlt die Bedeutung des Bildes. Denn wenn Pascal von dem Abgrund zu seiner Linken gesprochen haben sollte, was ich, obgleich das Bild in den *Pensées* nicht vorkommt, annehmen möchte, so meinte er damit die Beziehung des Endlichen,

das wir sind, zu dem Nichts, genauer, den Bruch der eins durch das Unendliche, so meinte er den Abgrund des unendlich Kleinen in uns, den wir nie erlöten können, die Richtung gegen das Nichts als Nichts von Gott; und der mathematische, d. h. zu der Ordnungslehre gehörige, Ursprung des Bildes mag auch dadurch erläutert sein, daß Pascal den Abgrund zu seiner Linken sieht und sowohl in der Zahlenreihe links von der Einheit die absteigenden Brüche geschrieben zu werden pflegen und auch der linke Zweig der Koordinate die negativen Werte trägt. Was er meinte, geht aus dem Fragment 213 hervor: „Zwischen uns und der Hölle einerseits (das ist der Abgrund in uns, das Nichts von Gott und des göttlichen Funkens in uns) und dem Himmel andererseits gibt es nur das Leben zwischen beiden, das das Zerbrechlichste auf Erden ist.“

Dieses großartige Bild ist nicht Metapher, Ausdruck einer zufälligen seelischen Erschütterung, sondern es hat seinen Ursprung in Pascals philosophischen Einsichten, es gehört zu der neuen Schau der Ordnungen, einer gestuften hierarchischen Welt, wo die Ordnungen nicht als Sternsphären, sondern durch das Auftreten der Unendlichen, sowohl des unendlich Großen wie des unendlich Kleinen, des Nichts, wie man es ungenau nennt, geschieden sind. Wo immer bei Pascal die Unendlichen auftreten — und er spricht in den entscheidenden Sätzen sogar von dem unendlichen Abstand, womit er die Verschiedenheit meint, die mathematisch durch das Unendliche oder das Nichts bezeichnet wird —, sind diese Namen nicht Worte rhetorischen Ueberschwangs, sondern Worte, die eine mathematisch konkrete Sachlage bezeichnen. Von diesem Ansatzpunkt aus zeigt sich Pascal die Welt in Ordnungen gestuft und die Menschen leben innerhalb derart geschiedener Ordnungen; es ist ein Schema, nach dem die Schöpfung gemacht ist, diese kosmischen und soziologischen Ordnungen sind im Bilde der höchsten Ordnung, die die Ordnung der Liebe zu Gott, der Gottesliebe ist. Denn die letzte und höchste Wirklichkeit bestimmt nicht unser leiblich körperliches Dasein, nicht die Vernunft, die „zu allem zu biegen ist“, sondern die Bindung des Herzens, die Bindung, die Liebe oder Begierde ist, die uns dieser oder jener Ordnung, der Gottes oder der des Abgrunds in uns, worin wir das Nichts von Gott, den Gottnichts, sehen müssen, einfügt und derart, daß alle Ordnungen der höchsten Ordnung in wachsender Unähnlichkeit verpflichtet sind. Die Lehre von den Ordnungen ist ergänzt durch das Wissen um die Analogie. Beides, die Stufung und die wachsende Unähnlichkeit des Erscheinenden mit einem Vollkommenen, hatte Pascal bereits methodisch in der Abhandlung über die Kegelschnitte, die er mit 16 Jahren verfaßt hat, angewandt, denn hier hatte er, von Desargues bestimmt, die Kegelschnitte, Ellipse, Parabel und Hyperbel als Minderungen der vollkommenen Figur des Kreises betrachtet. Der Gedanke der Stufung und der Entsprechung von einem im andern, also der Analogie, wonach das gleiche in den verschiedenen Ordnungen der Art der Ordnung entsprechend sich wiederholt, also eines das andere nachahmen kann — „so ahmen die Zahlen den Raum nach, von dem sie im Wesen verschieden sind“, lautet ein Satz aus Fragment 119 —, ist der tragende Gedanke der Philosophie Pascals, und der ist grundverschieden von dem Ausgangspunkt Descartes'.

Denn für Descartes ist jegliches, was es ist; die Substanz, die denkt, „ist“ selbst das Denken, die räumliche Ausdehnung und Anordnung „ist“ der betreffende Körper, so „ist“ auch die „Gradlinigkeit“ der Ausbreitung der Partikel seines Aethers Licht. Diese Grundentscheidung Descartes' wirkt bis in unsere Tage mit tyrannischer Macht, denn sie beherrscht die gültigen Deu-

tungen von der Natur und derart, daß manche Sätze der Relativitätstheorie verwandt mit dem Satz Descartes' über das Licht zu sein scheinen, da hier und dort die mathematische Figur der physischen Erscheinung identisch sein soll. Die Autorität Descartes' vernichtete die Ueberlieferung von der analogia entis, und so fand Luthers Verdikt gegen die Analogie und die scholastische Lehre von der analogia entis einen Bundesgenossen, den er selbst kaum gewählt haben würde. Es sind Nuancen, die die Weltbilder scheiden und oft weite Strecken der Geschichte, d. h. dem Leben und allen Formen der menschlichen Gesellschaft ihr Gepräge geben, doch so gering diese Unterschiede sind, es scheint, daß sich die Menschen nie vorzeitig aus solchem Bann befreien können, denn nichts ist schwieriger als die Abwendung aus dem Trott der Gewohnheit, die Dinge zu sehen und zu deuten. Max Scheler nannte dies Verfallen des Herzens ein Vergaffen. Die Gewohnheit bildet ein falsches Apriori des Herzens, den Verzicht auf die Frage, d. h. die Freiheit nach allem zu fragen, die die Voraussetzung zu jeder Wahrheitserkenntnis bleibt. Die Gewohnheit, sagte Pascal, sei eine zweite Natur, und so bestimmend innerhalb unseres Irrtums über die Wirklichkeit schien sie ihm, daß er daran anschließt und fragte, ob nicht die Natur überhaupt eine erste Gewohnheit der Seele sei, nämlich seit damals, als sie dem Körper, dem Leibe verbunden worden ist, dort habe sie Raum, Zeit, Bewegung vorgefunden, über die sie nachdenkt und die sie Natur nennt und „kann nichts anderes glauben“. (Frgte. 89 und 233.)

Ueberall finden wir bei Pascal Spuren, Ansätze zu Aussagen, die in der Wurzel allem, an was man gewohnt ist, widersprechen, und doch war Pascal kein romantischer Naturphilosoph, sondern einer der klarsten und genauesten Denker und einer der bedeutendsten Physiker und Mathematiker seiner Zeit. Und da wir in der Nachfolge Descartes' bis an den Rand des Nichts, ja der Vernichtung der Wohnstätte des Menschen gelangt sind, denn — und ich entnehme den mahnenden Hinweis dem Buche von Eberhard Buchwald: Das Doppelbild von Licht und Stoff, Berlin 1948 — „man hat gesagt: vielleicht gehe jede Entwicklung naturwissenschaftlicher Möglichkeiten im Weltenplane (o wüßte man nur, was das ist) bis zur Erfindung der Urankugel und ihrer Explosionskatastrophe, und das wäre jeweils das Ende eines geistbegabten Gestirns“ — sollte es wohl lohnen, Umschau zu halten, ob der andere Weg, in den Pascal eingebogen ist und den Descartes nicht gewählt hatte, zu einer dem Menschen gemäßeren Deutung der Welt und unserer Stellung in ihr führt, zu einer Deutung, die allerdings Gott nicht entbehren kann und alle Ersatzworte für Gott, deren es mehr als genug gibt, als Schall und Rauch erweist.

Zwei Gedanken sind es, die Pascal leiten, und ich erwähnte sie schon, und beide hängen in seinem Denken ebenso untrennbar zusammen, wie sie in untrennbarem Zusammenhang in der Weltdeutung des Altertums und des Mittelalters sind, die sie gewissermaßen in einem neuen Stil wiederholen, und zwar ohne daß Pascal jene Lehren wirklich gekannt hätte, denn es gibt kein Kennzeichen dafür, daß er sich eingehender mit Thomas von Aquin beschäftigt hätte oder überhaupt mit der Philosophie des Mittelalters. Ich meine seine Lehre von der hierarchischen Ordnung, von der Stufung der Welt und jene von der Wiederholung des Gleichen in der Art der Ordnung, in der es erscheint, also der analogischen Entsprechung von oder in wesensmäßig Verschiedenem. Die Analogie ist das Band, das alles Geschiedene in der Stufung von oben nach unten verbindet, sie ist das Zeichen der Einheit, die die Schöp-

fung, die in den Ordnungen geteilt zu sein scheint, umfaßt. Wer die Frage nach der Aehnlichkeit der Entsprechung stellt, stellt zugleich die Frage nach der Beziehung zwischen Vorbild und Abbild. Denn das, was einem andern entspricht, ist ihm in einer Hinsicht ähnlich und soweit ist das andere in ihm gegenwärtig, und zugleich, da es ihm nicht identisch ist, ist es ihm in einer Hinsicht unähnlich; und soweit es unähnlich ist, ist das andere hier nicht gegenwärtig, sondern abwesend, eine Ueberlegung, die bei Pascal in dem Satz vorkommt: „un portrait porte absence et présence, plaisir et déplaisir. La réalité exclut absence et déplaisir“ (Frgt. 678). Jede derartige Frage sucht eines im andern, und sie ist grundverschieden von der Frage nach der Ursache innerhalb der kausalen Folge, wo die Wirkung mit der Ursache durch das Gleichheitszeichen verbunden wird und zum mindesten innerhalb der Energiebilanz Ursache und Wirkung gleich sind. Da wir nun gewohnt sind, die Weltvorgänge in der Folge zu denken, suchen wir den Anfang in der Reihe dieser Folge, in der wir die Vorgänge darzustellen und zu beherrschen lernten. Und soweit wir dies Schema zur Deutung anwenden, sind unsere letzten Aussagen über den Anfang der Welt heute nicht besser fundiert als orphische Kosmogonie oder indianische Märchen, nur daß sie weniger poetisch als jene sind, was hier im einzelnen nicht näher ausgeführt werden soll, aber doch bemerkt werden mußte, denn man kann zwar die Welt mathematisch aus einem zerspringenden Punkt entstehen lassen, wie es Pascual Jordan in seiner Kosmologie versucht hat, man kann aber diesen Punkt nur durch eine Zweideutigkeit in die Welt schmuggeln, denn der ist entweder ein Punkt, also das Nichts des Raumes, d. h. Nichts und nicht Etwas, oder er ist ein Pünktchen, ein Atom äußerster Einfachheit, und dann hat man das ganze Problem nur scheinbar unsichtbar gemacht, denn Atom oder Weltall, Größe oder Kleinheit ändern nichts an der Frage, auf die es keine Antwort mit den Mitteln der Wissenschaft gibt.

Anders zeigt sich die Schöpfung dem, der nicht nach den Ursachen, sondern nach den Entsprechungen von diesem in jenem fragt. Hier wird der Zeitpunkt, die zeitliche Entfernung von dem Ereignis der Schöpfung unwichtig, denn die Schöpfung ist Wirklichkeit, gegenwärtig, wichtig dagegen wird die seinsmäßige Entfernung von dem Schöpfer. Der Rang der Dinge ist dann nicht aus ihrem Alter, nicht aus ihrer Ursache, sondern aus der Aehnlichkeit mit dem Schöpfer, mit der Vollkommenheit der Welt, wie sie in Gott ist, begründet, so daß, um ein Beispiel zu nennen, das Licht in unserer Welt seine Würde aus der Aehnlichkeit mit dem Geiste, der Gegenwärtigkeit Gottes in seiner Schöpfung hat, also in der Stufe der physischen Kräfte unähnlich ähnlich seinem Urbild genannt werden darf. Nur Gott konnte von sich sagen und er sagte es, offenbarte sich in diesem Worte Moses am Sinai: „Ich bin, der ich bin“, in Ihm allein sind Sein, Erscheinung und Bedeutung untrennbar, nur Er ist unverletzt wirklich, und alles Uebrige ist nur soweit wirklich, soweit es Ihm ähnlich ist, d. h. soweit es innerhalb der Beziehungen der niederen Ordnung den Beziehungen der höheren Ordnung entspricht, also unähnlich ähnlich ist, so daß in der Abfolge von Stufe zu Stufe, von Ordnung zu Ordnung sich ein Prinzip wiederholt und alle Wirklichkeit dadurch der höchsten Ordnung, jener, die Pascal die Ordnung der Gottesliebe nennt, verbunden bleibt. Diese höchste Ordnung ist zugleich für Pascal die Ordnung der Liebe zu Gott, wie die der Gottesliebe, der Gnadenberührung, da kein Mensch von der Liebe zu Gott erfüllt sein kann, wenn sein Herz nicht von der Gnade Gottes berührt ist. Pascal hat den Satz nicht geschrieben, doch er hätte ihn schreiben können: ich liebe, also

bin ich, denn für Pascal ist die Wirklichkeit der Ordnung, in der wir uns finden, einem Apriori des Herzens, sei es der Liebe oder der Begierde, verbunden.

Wir sind überhaupt nur wirklich, soweit wir durch die Bindungen des Herzens den Ordnungen eingefügt sind, die als Bindung jeweils im Bilde der höchsten, der allein ungemindert wirklichen Ordnung sein sollen und müssen. Diese höchste Ordnung nannte Pascal in dem Fragment 793, in dem er die Lehre von den Ordnungen aphoristisch entworfen hat — nachdem er vorher die Ordnung des Fleisches, der fleischlichen, d. h. weltlich tätigen Menschen, wo man Siege erfight und Geschäfte treibt und Reichtümer erntet und wo man wegen der Siege und Reichtümer und ähnlicher Leistungen bewundert wird, von der Ordnung des Geistes unterschieden hatte, deren Glanz und Ruhm für die Menschen, die zur Ordnung des Fleisches gehören, nicht vorhanden ist, unsichtbar ihren Augen bleibt —, diese höchste Ordnung nannte Pascal die Ordnung der Heiligkeit, der Heiligen. „Die Heiligen haben ihr Reich, ihren Glanz, ihre Siege, ihren Schimmer, weder irdische noch geistige Größe brauchen sie, mit ihr haben sie keine Berührung, denn sie fügt ihnen nichts hinzu noch mindert sie sie. Gott und die Engel sehen sie und nicht die Körper oder der neugierige Geist, Gott genügt ihnen.“ Worauf er fortfährt und die Gedanken, die das Fragment eröffneten, variiert: „Auch ohne jeden Ruhm (d. h. unter den Leuten der Welt, die doch nur seinen Namen kennen, aber die Leistung nicht beurteilen können) würde Archimedes die gleiche Verehrung genießen. Sichtbar hat er keine Schlachten geschlagen, aber seine Erkenntnis hat er allen Menschen des Geistes vermacht. O wie strahlte er für die Menschen von Geist.

„Jesus Christus, der keine Güter besessen und in den Wissenschaften keine Leistung vollbracht hat, steht in der Ordnung der Heiligkeit. Er hat weder etwas erfunden noch hat er regiert; aber er war demütig, geduldig, heilig, heilig, heilig vor Gott, furchtbar den bösen Geistern und ohne Sünde. O in welcher gewaltigen Pracht, in welcher überwältigenden Herrlichkeit ist er den Augen des Herzens, die die Wahrheit schauen, erschienen.“ In jeder Ordnung entsprechen sich Sieg, Glanz und Herrlichkeit, in jeder Ordnung kehrt das gleiche aber in der Art und Weise, der Gattung — der Substanz — der Ordnung wieder. Unähnlich ähnlich wie die Ellipse dem Kreis ist die Ordnung des Geistes der Ordnung der Heiligkeit und wieder von dieser, wo die Wahrheitserkenntnis beheimatet ist, geschieden und im Abstieg weiter in das Unähnliche entfremdet, ist die Ordnung des Fleisches, d. h. der Mächtigen und Reichen und aller, die in ihr das Ziel und die Bindung ihres Herzens besitzen. Diese drei Ordnungen sind, und damit eröffnete Pascal seine Ueberlegungen jeweils durch das Unendliche, genauer im Abstieg von oben nach unten durch das unendlich Kleine, durch das Nichts, geschieden, das Nichts, das aber kein Nichts, sondern der Beginn der andern, der niederen Stufe ist, während in der Stufung nach oben das Unendliche, der unendliche Abstand, wie er sagt, die Ordnung begrenzt. „Der unendliche Abstand zwischen Körper und Geist“, so lautet der erste Satz des Fragmentes, „versinnbildlicht die unendliche Unendlichkeit des Abstandes zwischen dem Geist und der Gottesliebe, denn sie ist übernatürlich“. Aufwärts schauend, finden wir die Unendlichen, die uns von der höheren Ordnung scheiden, abwärts sehend finden wir als Entsprechung des Unendlichen den Bruch des Endlichen durch das Unendliche, das Nichts. Wobei es nicht ohne Interesse ist, daß Pascal in diesem Zusammenhang, soweit ich dies zu beurteilen vermag, hier zum ersten Male von einem Unend-

lichen höherer Potenz gesprochen hat, das in der Mathematik sonst erst bei Cantor, in der Mengenlehre, wieder vorkommt.

Damit nun die Pascalschen Aussagen nicht in der Leere rhetorischer Phrasen stehen — denn vom Unendlichen und dem Nichts wird in der rhetorischen Philosophie überaus gern gesprochen, und einige Grundsätze des modernen Existenzialismus könnten die Prüfung, die Gegenüberstellung mit Pascals Aussagen kaum vertragen —, muß ich ihr Herkommen aus der Mathematik einer kurzen Betrachtung unterziehen; denn dort begegnete Pascal dem Urbild der Scheidung zwischen den Ordnungen und dem Fall, daß die Größen der niederen Ordnung in der höheren Ordnung nicht zählen, daß sie im Verhältnis zu den Größen der höheren Ordnung als Nichts betrachtet werden müssen, und ohne daß diese deshalb für sich selbst nichts wären; für sich selbst sind sie endliche Größen innerhalb der ihnen eigenen Ordnungsschicht, also eines Beziehungssystem wesensmäßig gleicher Naturen. Denn schon Thomas von Aquin definierte die Ordnung als Feld eigentümlicher Beziehung, sie wäre, sagte er, nicht Substanz, sondern relatio, und nur in der Relatio besteht die Aehnlichkeit mit dem Vorbild. Pascal begegnete diesem Urbild der Ordnungen innerhalb mathematischer Untersuchungen, die in der Geschichte der Mathematik wichtig sind, weil sie den Weg zur Erfindung der Infinitesimalrechnung ebneten. In einer Arbeit über die Summierung von Zahlpotenzen bzw. von bestimmten arithmetischen Summen, die in der Mathematik heute keine Rolle mehr spielen und die man Triangular und Pyramidalzahlen nannte, findet sich ein Satz, auf dessen Bedeutung für die Ordnungslehre Pascals Pierre Duhem zuerst hingewiesen hat und der jener Aussage über die Differenz zwischen den Ordnungen des Fleisches und des Geistes und der Heiligkeit fast wörtlich entspricht: „Es soll mir genügen, sagt er am Schluß dieser Abhandlung, diese Regel erwähnt zu haben. Andere wird man ohne Schwierigkeit finden, wenn man sich an folgenden Grundsatz hält: daß man eine kontinuierliche Größe nicht erhöht (d. h. in ihre Potenz verwandelt und diese ist Entsprechung der höheren Ordnung, wie etwa die Fläche Potenz, höhere Ordnung als die Linie ist), wenn man ihr, in welcher Anzahl man immer wolle, Größen einer unendlich geringeren Ordnung hinzufügt, derart, daß man die Größen unendlich geringerer Ordnung als Null vernachlässigen soll.“ Hier ist das Beiwort unendlich mit dem geringer sinngleich, denn wo das Faktum der Stufung auftritt, ist die höhere Stufe, die der Potenz, durch den Abbruch der Kontinuität, wo es stetiges Größer- oder Kleinerwerden gibt, geschieden. Es ist mathematisch unbezweifelbar, daß die Unendlichen, sowohl das unendlich Große wie das unendlich Kleine, das nur eine mathematische Bezeichnung für das Nichts ist, dort auftreten, wo wir einer Verschiedenheit im Wesen, in der Gattung, in der Natur und nicht mehr einer Verschiedenheit in Hinsicht der Größe begegnen, daß sie dort auftreten, wo wir aus dem Kontinuum der Fläche auf den Kubus und die Linie, wo wir in die Höhe und Tiefe gewiesen werden, daß sie auf eine vertikale Stufung aufmerksam machen, die die Mathematik kennt, die aber als sinnweisendes Zeichen unbeachtet geblieben ist.

Die Ordnungen Pascals sind urbildlich seiner Einsicht in die mathematischen Beziehungen zwischen dem Endlichen und Unendlichen verbunden, und diese Beziehung und ihre Eigenart spielt in der Geschichte der Philosophie eine sehr entscheidende Rolle, die im einzelnen eine eingehende Untersuchung lohnte, wenn man etwa an Stelle des absoluten Geistes bei Hegel das mathematische Unendliche oder auch bei Heideggers Frage vom Seienden auf das Sein und

auf das Nichts die entsprechenden mathematischen Sinnbilder einsetzen würde. Hier überall und noch bei vielen andern bedeutenden Philosophen, auch in Barths dialektischer Theologie, ist die Frage, wenn auch verschleiert gestellt, der Pascal begegnet ist und die ihn zur Schau der Ordnungen führte. In der Beziehung, die mathematisch die Dimensionen des Raumes ausdrücken, sah Pascal das Sinnbild, nach dem alles, nach dem die ganze Schöpfung gemacht ist. Diese Ordnungen Pascals haben demnach nichts gemeinsam mit der mittelalterlichen Ordnungslehre, wo der Kosmos durch die Sternsphären gegliedert war und diese das Urbild der sozialen Ordnungen gaben und die zugleich durch die neue Lehre von Kopernikus unhaltbar geworden waren. Die Wahrheit aber jener mittelalterlichen Kosmologie und Sinndeutung ist besser begründet, als es die Mittel waren, die ihr zur Verdeutlichung dienten, jene Sternsphären ebenso wie die ständischen Ordnungen gehören, um mit Pascal zu reden, zu dem „Stoff, der das Sinnbild trägt“, aber sie waren nie und können nie sein, was sie als Bild bedeuteten. Die Beziehung zwischen den Dimensionen des Raumes, die Beziehung zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, zwischen dem Endlichen und dem unendlich Kleinen, ist für Pascal der neue Stoff, in den er das alte Sinnbild kleidet, und so wird für Pascal das Auftreten des Absturzes, der zwischen dem letzten Linienteil und dem gemäß seiner Definition unteilbaren Punkt besteht, zum Hinweis in die analoge, d. h. existentielle, richtiger ontologische, Verschiedenheit zwischen Körper und Geist, zwischen Leib und Seele. Es entspricht die Beziehung zwischen Körper und Geist, dem Körper, in den die Seele gestoßen ist, und dieser Seele dem Verhältnis, das zwischen der Linie und dem Punkt besteht, und damit ist jener Abgrund zu seiner Linken gegeben, um den auch die Schilderung des unendlich Kleinen im Fragment 72 kreist. Das ist der Abgrund, der in uns, in einem jeden, ja in allem, was wir greifen, gähnt, der Abgrund des Nichts, den wir nicht erloten können und das kein Nichts, sondern das andere, der Andere ist.

Die Ordnungen sind in ihrer Stufung nach unten durch die Kluft des unendlich Kleinen, des Nichts, geschieden, keine Brücke führt stetigen Schrittes von der einen zur andern. Man kann meinen, die Welt sei dadurch zerrissen, aber der Raum ist auch nicht durch die Dimensionen zerrissen, die ihn bilden und die er umfaßt. Und außerdem gibt es — sagt Pascal — ein Gesetz, das alle Ordnungen verbindet, das ich schon oben nannte, das der Wiederkehr des Gleichen, der Entsprechung des einen in der Wesensart des andern. Der Punkt entspricht in seinem Verhältnis zur Linie der Linie in ihrem Verhältnis zur Fläche usf. Das Gesetz der Entsprechung ist das Bild des Schöpfers, das jegliches in der Schöpfung wie die Münze das Bild des Königs trägt. Also ist unsere Aufgabe hier und dort und überall zu bestimmen, was innerhalb einer bestimmten Ordnung dem Willen und der Art Gottes in der höchsten Ordnung, jener der Heiligkeit entspricht, und von dieser, der höchsten Forderung in jeder Ordnungsstufe genau zu unterscheiden, was in der niederen Ordnung nicht dem göttlichen Willen, nicht seiner Natur, sondern unserer gefallenen Natur, was der Unähnlichkeit, der Konkupiszenz, zu eigen ist. Alle Dinge haben an diesem Gegensatz zur ursprünglichen Schöpfung seit dem Fall Adams teil. Seitdem herrscht in den Ordnungen nicht die Nachahmung des göttlichen Willens, sondern die Verwirrung aus den Gelüsten, der Konkupiszenz unseres verkehrten Herzens. Was die Stufen der Ordnungen verbindet, ist die Analogie, die Entsprechung, die über uns hinaus weisende unähnliche Ähnlichkeit, und was uns unähnlich macht ist der Eigenwille unseres Ichs, des moi

haïssable. In jeder Ordnung ist ein und das Gleiche als höchste Aufgabe gefordert, aber als endliche Erscheinung sind die Nachahmungen des Gleichen durch die Eigenschaften des Stoffes, der Ordnung, in der es zur Darstellung gelangt, wesensverschieden, sie sind nur gleich oder ähnlich in Hinsicht der Stellung, die das Bestimmte in dieser oder jener Ordnung hat.

Wie Pascal die Stufung der Analogien dachte wird deutlich aus dem Brief, den er an die Königin Christine von Schweden geschrieben hat, als er ihr ein Exemplar der Rechenmaschine übersandte. In diesem Briefe heißt es: „Ich empfinde eine hohe Verehrung für alle, die sich auf die höchsten Stufen, sei es an Macht, sei es an Wissen erheben können. Die letzteren können, wenn ich mich nicht täusche, ebensogut wie die ersteren als Herrscher gelten. Die gleichen Stufen sind im Reiche der Genies wie unter den Ständen vorhanden, und die Macht der Könige über ihre Untertanen ist, wie mir scheint, nur ein Bild der Macht des Geistes über die, die geringer im Geiste sind, über die diese das Recht zu überzeugen ausüben, was hier dem Recht zu befehlen innerhalb der Regierung der Staaten entspricht.“ In diesen zwei Ordnungen, die noch nicht durch die höchste, die der Heiligen überhört sind, unterscheidet Pascal die Ordnung der Macht von der Ordnung des Geistes, und er nennt die Ordnung des Geistes höher als jene der Macht und derart, daß das Recht zu Befehlen eine Analogie, eine Entsprechung des Rechtes ist, mit dem die geistig Bedeutenden die, die geringer im Geiste sind, überzeugen können. Das Recht, durch Gründe zu überzeugen, und das Recht der Fürsten, ohne Gründe zu befehlen, sind Entsprechungen eines und des gleichen Naturrechtes; aber ganz offenbar ist das Recht, durch Gründe zu überzeugen, dem gemeinsamen Urbild ähnlicher und deshalb höher als jenes Recht der irdisch Mächtigen, weil die Art durch Gründe zu überzeugen, da sie die freie Entscheidung des Menschen für die Wahrheit voraussetzt, jener Freiheit ähnlicher ist, in der der Mensch sich in dem Ordo amoris Gottes für Gott und den Heiland entscheiden soll und muß. Wie man sehen wird, ergeben sich sehr eigenwillige und, wie ich meine, fruchtbare Folgerungen aus diesem Ansatz, da sie die Lösung der Aufgaben, die uns gestellt sind, aus dem Sein gewinnen und sie ablösen aus dem Verhängnis der geschichtlichen Verursachung. Achten wir auf das höchste Urbild, so ergibt sich aus ihm ein Hinweis in das Recht und Unrecht innerhalb jeder von Pascal unterschiedenen Stufe und zugleich ein Hinweis in die ontologische Begründung der Freiheit; denn die höchste überhaupt denkbare Bindung ist Bindung in Freiheit, d. h. in Liebe, die nichts für sich und sich allein aus dem ändern will. Die Liebe aber, die wir kennen, ist nur ein Bild, sie ist unähnlich ähnlich der wahren Liebe, mit der wir Gott lieben sollen. Gefordert ist von uns, und diese Forderung ist unerfüllbar ohne die Gnade Gottes, daß der eigne Wille aufgehe im Willen des Körpers, dessen Glied wir sind, „damit die Glieder glücklich sind, müssen sie einen Willen haben und ihn dem des Körpers anpassen“ (Frgt. 480). Und, so erläutert er diesen Gedanken an anderer Stelle, „liebt man den Körper, so liebt man sich selbst“ (Frgt. 484). Nur im Reflex über den Körper, dessen Glied wir sind oder sein sollen, können wir ermessen, wieweit wir uns selbst lieben dürfen. Alles, was uns aus dieser Einheit ablenkt, ist falsch, bringt dem Ich, dem moi haïssable, Opfer, gehört der gestörten, in der Liebesbindung verworrenen Welt an, gehört zu jener Bindung, die in unserer Welt an die Stelle der Bindung an die Wirklichkeit Gottes getreten ist, gehört zu den Ordnungen, deren Substanz die Konkupiszenz bildet. „Nur Gott muß man lieben, sich nur

hassen.“ Deshalb nämlich, weil alle Impulse, die dem Ich dienen, Impulse der Begierden sind, die an die Stelle der Liebe zu Gott, der einst natürlichen Stellung der Seele in dem Reiche der Liebe Gottes getreten sind.

Entsprechend beschreibt Pascal in den Vorträgen vor dem Prinzen von Luynes, die er in der Diktion dem Verständnis eines 10jährigen Knaben anpassen mußte, die Stellung des Königs in der Welt. „Gott, sagt er, sei von Leuten umgeben, die erfüllt sind von der Liebe Gottes, die von ihm die Güter der Liebe Gottes ersehen, über die er verfügt, und so ist er recht gesehen ein König der Liebe Gottes.“ Ebenso, fährt er dann fort, sind Sie von einer geringen Anzahl von Leuten umgeben, über die Sie auf Ihre Weise herrschen. Diese Leute sind erfüllt von der Konkupiszenz, diese ist es, die sie an Sie bindet. Also sind Sie genau gesehen ein König der Konkupiszenz“. Pascal schildert die Stellung des Königs der weltlichen Herrschaft, in Analogie zur Stellung Gottes in der Welt. — Dabei ist zu beachten, daß Pascal in der sozialen Ordnung zwischen der Person, dem Menschen, und der Satzung unterscheidet und des weiteren zwischen dem Material, der Substanz, in der das Vorbild und das Abbild bestehen. Nur die Satzung, die die Beziehung zwischen den Größen der Satzung betrifft, ist im Bilde des Vorbildes, das die Herrschaft Gottes in der Welt ist, der Mensch, der innerhalb dieses geistigen Gefüges eine bevorzugte Stellung einnimmt, der König etwa, der dadurch groß ist, ist dies nicht etwa von Natur, sondern von Gnaden der Satzung, an sich, sagt er zu dem Prinzen, ist zwischen dem Stand eines Schiffers und dem eines Herzogs kein Unterschied. Da die Aehnlichkeit mit dem Urbild — und in ihr besteht die Rechtmäßigkeit jeder Herrschaft und nur in ihr — erstreckt sich demnach nur auf das Gefüge der Relationen zwischen den Gliedern des ganzen Körpers, wobei dem, der am Orte — Bildorte — der höheren Bedeutung steht, wohl ein irdischer Glanz zuteil wird, den die Menschen nur zu gerne dem Träger dieser Aufgabe als persönliche Eigenschaft zurechnen, den er selbst jedoch niemals als Eigenschaft seiner menschlichen Natur ansehen darf. Die Unähnlichkeit aber, die zwischen dem von uns geforderten Abbild und dem uns unendlich übersteigenden Vorbild besteht, leitet sich aus der Wesensverschiedenheit des Materials her, in dem beide bestehen. Im Reiche Gottes ist die Liebe zu Gott und die Liebe Gottes die Substanz, die die Ordnung trägt, in den irdischen Reichen ist die Begierde des Ich, die Konkupiszenz das von vornherein ungeeignete Material, aus dem wir das Bild zu fügen haben, das zu fügen und auf das Urbild ausgerichtet zu fügen, da nur aus ihm Recht und Ordnung auf Erden stammen können, wir trotzdem immer wieder versuchen müssen und hierin offenbar die Ordnungen der Schöpfung wiederholen sollen und so, daß die weltliche sich in die geistliche Ordnung einfügt, wie es das Fragment 453 andeutet: „Wenn die Glieder der natürlichen und bürgerlichen Gesellschaften auf das Wohl des Ganzen ausgerichtet sind, dann sollen die Gemeinschaften selbst in eine umfassende Gemeinschaft streben, deren Glieder sie sind“. Aber zugleich sagte Pascal: „Man gewann und begründete aus der Konkupiszenz bewunderungswürdige Ordnungen der Politik, der Moral und des Rechts, aber zutiefst ist der nichtswürdige Grund nur verdeckt, er ist nicht ausgelöscht“ (Frgt. 453). Die Verkehrung des menschlichen Herzens ist die Folge des Sündenfalls, des Urteils Gottes, das über den Menschen gesprochen worden ist, dadurch ist die erste Natur, ist die Richtung der Liebe gegen uns selbst, das Ich, umgekehrt worden, aber nur die Richtung, nicht die Liebesfähigkeit wurde verwandelt, weshalb denn die Liebe und Liebesfähigkeit seinschaft Gott gehören. „Man liebt sich, weil man ein Glied Jesu Christi ist, man

liebt Jesus Christus, weil er der Leib ist, dessen Glied man ist, alles ist eins, und das eine im andern wie in den drei Personen" (Frgt. 483).

Es wäre also unsere Aufgabe, in den sozialen Ordnungen darauf zu achten, was zur Aehnlichkeit mit der höchsten Wirklichkeit der Schöpfung gehört. Diese Aehnlichkeit ist in der letzten Entfernung, der höchsten Unähnlichkeit, von Gott noch möglich, und ihr und ihr allein wird der Segen jeder Herrschaft entstammen. „Ueber alles soll Gott herrschen, und alles soll sich auf ihn beziehen" (Frgt. 460). Das aber kann nur dann sein, wenn unsere Impulse nicht dem Ich dienen, wenn also unsere Handlungen — gleichgültig in welcher der Ordnungen — darin der höchsten Wirklichkeit und der in ihr gültigen Seinsweise ähnlich sind, daß sie sich aus dem andern, dem die Handlung dient, leiten lassen, wenn wir selbst, die Verlangen des Ich darin keine bestimmende Rolle spielen. Es vermag zwar kein Mensch innerhalb der natürlichen Ordnungen diese Auslöschung des Ich wirklich zu vollziehen; aber ebenso gewiß ist es, daß zu jeder bedeutenden Leistung die freie Liebesbindung, die der Sache verpflichtete Demut gehört, die sich selbst dem andern unterwirft und daraus die Freiheit zur Gestaltung gewinnt. Ueberall, in jeder Ordnung, entsprechen sich die Aufgaben, wie sich die Ziele, der Glanz und der Ruhm entsprechen. Aber zugleich gibt es in jeder dieser Ordnungen eine Aehnlichkeit mit der Seinsweise der unendlich geringeren Stufe, mit der Nacht des Nichts der Person, des Gott-nichts. Wir können und sollen auf die Höhe, das unendlich viel Höhere ausgerichtet, sein Bild in der Seinstufe unseres Daseins suchen, aber wir können auch, verleitet durch den ichhaften Willen, dem Gegensatz dienen und dessen Bild schaffen.

Davon handelt, gewiß nur in Andeutungen, denn mehr zu errahnen als zu erfassen sind die Trümmer der ontologischen Ordnungslehre Pascals, das Fragment 460, das die Ueberschrift trägt: „Konkupiszenz des Fleisches, Konkupiszenz der Augen, Stolz usw.“, worauf es dann heißt: „Drei Ordnungen aller Dinge gibt es: Fleisch, Geist, Willen" (und zum Willen gehört das Herz, die Liebe und ihre Kehrseite, die Begierde). „Die Fleischlichen sind die Reichen, die Könige: ihr Gegenstand ist der Körper. Die Neugierigen und Gelehrten: ihr Gegenstand ist der Geist. Die Weisen: ihr Gegenstand ist die Gerechtigkeit.“ „Ueber alles“, fährt Pascal dann fort, „soll Gott herrschen, alles soll sich auf ihn beziehen.“ Aber, und so ist dieser Gedanke zu ergänzen, das ist nicht der Fall. Gott herrscht nicht in diesen Ordnungen und auch nicht die Entsprechung seiner Herrschaft, sondern „in allem Fleischlichen herrscht recht eigentlich das Gelüste des Fleisches“, also herrschen hier die ichhaften, dem Ich dienenden selbstsüchtigen Begierden an Stelle jener Liebe, die nichts für sich, sondern nur Gerechtigkeit, das Wohl des Körpers wünscht, „in dem Geistigen herrscht recht eigentlich die Neugierde" — nämlich an Stelle der Schau der Wahrheit, die niemals auch als Erkenntnis von den Gesetzen der Natur die Demut vor dem Unfaßbaren verliert, die immer um das Nichtwissen weiß, jenes, das sehr verschieden ist von dem Nichtwissen im Angesicht des Andern, des Nichts, des Nihil, das wir Nihilismus nennen — „in der Weisheit herrscht recht eigentlich der Dünkel", der, wie Pascal dann sagt, schwer zu vermeiden sei, „weil man den Widerspruch nicht ausgleichen kann, der darin besteht, daß ein Mensch, der weise ist, im Unrecht ist, sobald man ihn deshalb rühmt und daß dies doch gerecht ist". Es gibt in allen Ordnungen etwas, das Sinnbild des Höheren sein kann, und in ihm zugleich etwas, woraus deutlich wird, daß es nur Bild und nicht Wirklichkeit ist. Wir haben die Wirk-

lichkeit und die Wahrheit nie, aber wir müssen sie immer von neuem zu gewinnen, zu bilden suchen. Der Gewinn der Aehnlichkeit ist aufgegeben, und insofern er aufgegeben ist, ist er auch möglich, und zugleich ist er unmöglich, denn diese Aehnlichkeit selbst bleibt Eigentum Gottes, so daß sich eben hier die Seinslage des Menschen in der Natur und vor der Gnade Gottes wiederholt.

Die Ordnungslehre Pascals setzt eine von allem heute Gewohnten und Geglauten verschiedene Beziehung des Menschen zur Wirklichkeit voraus, die Stellung aber, die man dem Menschen in der Schöpfung oder innerhalb der kausalbedingten Zeitabläufe und der Geschichte verliehen hat, kommt uns nicht zu. Die Ordnungen Pascals — sowohl die, in die sich die Natur, in die sich der Kosmos¹⁾ fügt und die genau wie die soziologischen Ordnungen an uns gebunden sind, als auch die Ordnungen, zu denen die Menschen auf Grund der ihnen eigentümlichen Zielsetzungen gehören und von denen die Fragmente 793 und 460 handeln — sind nicht psychologisch bestimmte Ordnungen, sondern echte Seinsstufen, in denen sich die Beziehung, in der der Mensch zu Gott steht und stehen soll, analogisch wiederholt. Alle Wirklichkeit, die wir kennen und in der wir uns vorfinden, ist dadurch begründet, daß etwas in Beziehung zu dem ihm gattungsmäßig Gleichen steht, alles, was eine Ordnungsstufe bildet, ist gleicher Natur, gleicher Gattung, gleichen Wesens. Durch die Beziehung des Gleichen zu Gleichgeartetem sind diese Ordnungsstufen materiell, qualitativ geschieden, und ebenso wie sich diese Schichtung in der Natur erweist, wo die Zahlen vom Raum verschieden sind und doch die einen im andern abgebildet werden können, wirkt sich für Pascal dies Apriori des Herzens, wodurch ein Bestimmtes verlangt und ersehnt wird, unter den Menschen ordnend, sie natürlich einer Gruppe einfügend, aus. Dieses Apriori gilt heute wie damals. Die Ordnungen Pascals entstammen dem Sein, der geschaffenen Natur des Menschen, und sie sind als ontologische Bestimmung unabhängig von der ständischen Ordnung seiner Zeit, womit sie nur äußerliche Aehnlichkeit haben. Da diese Ordnungen für Pascal mit der Natur des Menschen gegeben sind und derart, daß sie sich immer wieder herstellen werden, gibt es in der sozialen Welt, innerhalb der Herrschaft des Fleisches einen Mißbrauch, auf den er mehrfach und ausdrücklich hingewiesen hat, das ist die Verwirrung der Ordnungen, die Tyrannis. Sie besteht darin, „überall, auch außerhalb der eignen Ordnung“, herrschen zu wollen, was niemand kann, „nicht einmal die Macht, sie hat nichts im Reiche der Weisheit zu tun, sie ist nur Herrin der äußeren Handlungen“ (Frgt. 332). Es kommt demnach, wenn wir gerechte Herrschaft haben wollen, darauf an, daß diese Ordnungen geschieden sind und weder die Macht im Reiche des Wissens, der Weisheit, der Weltdeutung, noch diese etwas im Reiche der Politik zu bestimmen versucht. Und wenn etwas Kennzeichen unserer Epoche ist, so ist es diese Vermengung der Ordnungen, der Versuch der Macht, nicht nur äußere Handlungen zu befehlen, sondern auch zu bestimmen, was wir glauben sollen, der Versuch, alles in eine Ordnung zu fügen, in allem nur den Glanz der Ordnung des Fleisches zu suchen. Sind aber die Ordnungen geschieden, so können und sollen wir in jeder Ordnung das Sinnbild der höheren Wirklichkeit umwerben, das in den Rahmen jeder Ordnung gefügt werden kann. Denn alles „hat Vollkommenheit, um zu zeigen, daß es ein Bild Gottes ist, und Fehler, um zu zeigen, daß es nur sein Bild ist“ (Frgt. 580).

Danach wäre unsere Aufgabe in allen Ordnungen, die wir unterscheiden können, gleichgültig, ob sie natürliche Ordnungen oder Gruppen aus Will-

kür sind, nach dem zu suchen, worin sich in diesem bestimmten Falle die Ähnlichkeit unähnlich auszudrücken vermag. Solche Untersuchung würde sehr rasch bestimmte Irrtümer in der Deutung der Umwelt, sowohl der Natur wie innerhalb der sozialen Gemeinschaften, enthüllen, und man würde weiter erkennen, daß wir heute nicht Gott, sondern weit mehr dem Widerpart in unserm Bemühen, die Welt zu ordnen, verpflichtet sind, daß wir, abwärts schauend, im Wirbel der Begierden den leitenden Stern suchen und so nicht der Fülle der Liebe, sondern der Leere von Liebe, dem Haß, dem Nichts, uns verschworen haben. Der Mensch bildet sich niemals im Bilde des Todes, der leblosen Natur, der Steine und Kräfte, im Bilde dessen, was nur Material des Bildes sein kann, sondern alle unsere Bemühungen um Ordnung innerhalb der Ordnungen sind im Bilde der Person, derart, daß, wenn wir uns im Bilde Gottes, in dessen Bilde wir geschaffen worden sind, wieder zu bilden versuchen, wir uns notwendig im Bilde des Gegenparts, der Person des Gott-nichts, prägen müssen, woraus die Figur der Tyrannen stammt, die eben nicht nur böse, sondern im Bilde des Bösen sind.

Mit diesem Hinweis will ich diesen Versuch über Person und Ordnung bei Pascal schließen, der manchen ein Aergernis sein wird, weil er sich schlecht in das gewohnte Pascalbild fügt, und der, wie mir wohl bewußt ist, einseitig sein mußte. Und doch gehören die Gedanken, die ich darzulegen versuchte, innigst zu den Mitteln, durch die Pascal die Lässigen aufschrecken und von dem selbstgefälligen Wandel auf dem Wege des Zweifels zurückrufen wollte, zu den Mitteln, dem zu dienen, was er als sein Ziel gekannt, nämlich dem Menschen zu zeigen, daß er nichts über sich selbst weiß, daß er sich nicht ohne Gott und nicht ohne Jesus Christus verstehen könne, daß der Mensch ein Unwesen, eine Chimäre ist, die sich immer wieder unserm rationalen Begreifen entzieht, und daß die einzige Gewißheit, die uns hier innerhalb der Vernunft bleibt, die ist, daß „der Mensch weiß, daß er elend ist, da er es ist, groß aber ist er, weil er es weiß“.

1) Die Ziffern beziehen sich auf die Anordnung der Pensées von Leon Brunschvicy, bzw. meine Uebertragung des Werkes, 3. Aufl., Heidelberg 1946.

2) Diese kosmologische Ordnungslehre habe ich ausführlicher dargestellt in: Die Philosophie Pascals, Heidelberg 1949.